

## Kultur



An ihm zerschellen die Illusionen: John Turturro (rechts) in «Mia madre». Foto: Alberto Novelli

# Alle wollen die Relevanz der Kunst

In «Mia madre» von Nanni Moretti herrscht die sanfte Traurigkeit. Aber auch der Kitzel der Komödie.

**Christoph Schneider**

Im letzten Film des italienischen Regisseurs Nanni Moretti, «Habemus Papam» aus dem Jahr 2011, hat ja der Kardinal Melville den Kirchendienst verweigert, als er Papst wurde. Er hielt die Wahl für einen Irrtum Gottes und der Mitbrüder. Vor der Verantwortung für Glaube, Mensch und Kirche, also für Metaphysik, Physik und ein ausgeglichenes Budget, kam ihm aller Lebenszweifel hoch. Kardinal Melville traute sich die Rolle als Regisseur und Hauptdarsteller im grossen Kirchenkino nicht zu. Und ein wenig, ganz leise, könnte dieses gut gelaunte Märchen über katholische Angelegenheiten etwas mit dem Leben und Zweifeln des Nanni Moretti zu tun gehabt haben, der in der Filmwelt doch auch zum höheren Klerus gehört.

## Lebensnahe Gefühlsdichte

So betrachtet, erkennt man eine feine Verbindungslinie zwischen «Habemus Papam» und Morettis neuem Film, «Mia madre». Der Kardinal Melville darin wäre die Filmregisseurin Margherita

(Margherita Buy), von der immer alle die soziale Relevanz der Kunst verlangen und eine lebensnahe Gefühlsdichte. Sie selbst verlangt das von sich auch – so sehr, dass ihr sowohl die künstlerische Leichtigkeit als auch die individuelle Relevanz des Lebens, das kein Kino ist, abhandenkommen.

Sie sieht ihnen beim Entschwinden zu. Nicht dass sie davonlief wie Kardinal Melville, so einfach ist das nicht, wenn man mitten in einem Film steckt und in teuren Drehtagen denkt und nicht in Äonen wie die Kirche. Oder wenn die Tochter miserabel in Latein ist und die Mutter einem langsam dahinstirbt. Aber innerlich hat diese Margherita den Bettel hingeschmissen. Was einmal Leidenschaft war, ist jetzt Routine. Wo einmal Lebenskraft war, ist jetzt Mühsal. Und so ist auch «Mia madre» eine Geschichte von der Gottverlassenheit des Menschen bei der Erkenntnis des eigenen Unvermögens.

## Schmerz im Gewissen

Im Kern ist das ein trauriger Film. Von jener sanften Traurigkeit allerdings, in

der man doch tut, was man muss, obwohl man es sich nicht mehr zutraut. Von jener Traurigkeit, die man überlebt, auch wenn einem jemand stirbt, für den man vielleicht mehr hätte tun können. Das ist andererseits wieder das Perfide an ihr. Sie explodiert nicht tragisch und läuternd, man hält sie aus, aber sie bleibt ein beständig stehender Schmerz im Gewissen. Der Eindruck ist, Nanni Moretti habe mit Margherita eine sehr wahrheitshaltige Figur erfunden: eine Verkörperung des erträglichen Unglücks nämlich.

Man muss sich die Seelenschwärze allerdings nicht allzu schwarz vorstellen. Sie wird aufgehellt durch die Farbtöne einer Filmkomödie über die Komödie des Filmemachens. Allzu stachelig ist die Ironie nicht (überhaupt scheint es, als sei der Satiriker Nanni Moretti mit den Jahren friedfertiger geworden). Sie kitzelt jedoch an ein paar wunden Stellen eines aufgeblasenen Betriebs. Dort, wo der Realismus und der Kitsch, der sich dafür hält, kollidieren und sich dann doch paaren beispielsweise. Und dann die Pein und

diese Peinlichkeiten beim Umgang mit amerikanischen Stars, von denen der Glamour schon blättert: John Turturro spielt hier so einen mit dem Flackerblick des Genies und der Textschwäche, die er als Methode verkauft, und er macht das grossartig. An ihm zerschellen Illusionen.

Was aber Nanni Moretti betrifft, der seine Filme ja gern durch persönliche Auftritte signiert: Er spielt den Bruder der Hauptfigur. Ein penetrant vernünftiger Mann, der sich um die sterbende Mutter kümmert und seiner Schwester den Unterschied zwischen ihrem Kino und dem wichtigeren Leben erklärt, als konnte sie ihn nicht. Seine empathische Rechthaberei – und er hat recht, das ist das Drama – macht ihn zur säurehaltigsten Figur in «Mia madre». Denn wenn er so redet mit Margherita, die ihn liebt und ihm oft den Hals umdrehen möchte, dann ist es manchmal, als rede Moretti zu sich selbst.

*In Bern läuft der Film «Mia madre» zurzeit im Lunchkino im Bubenberg, im normalen Programm ab 17. Dezember.*

## Eigentum ist Diebstahl

Fuminori Nakamura führt im Roman «Der Dieb» seine Leser in Japans Unterschicht, die es offiziell gar nicht gibt.

**Christoph Neidhart**

Klaun ist Kunst, jedenfalls wenn einer Geldbeutel mit Zeige- und Mittelfinger so elegant aus den Taschen der Reichen zieht wie Nishimura. Der Taschendieb sucht die Perfektion, und er bestiehlt nur reiche Leute, wie es das hehre Berufsethos eines japanischen Kriminellen verlangt. Jedenfalls theoretisch. In Wirklichkeit hält er sich nicht immer an seine Grundsätze. Seinen Beruf rechtfertigt er jedenfalls im Selbstgespräch so: «Wenn es keinen Besitz gäbe, gäbe es auch keinen Diebstahl. Logisch, oder?»

Mit seinem Roman «Der Dieb» bewegt sich Fuminori Nakamura im Unterbauch der japanischen Gesellschaft. Damit hat sich der 38-Jährige in eine Reihe namhafter Autoren wie Ryu Murakami oder Natsumi Kirino eingefügt, die ihre Geschichten in jenem Japan ansiedeln, das Japan selber nicht sehen will: in einer verarmten Unterschicht, die es, weil angeblich alle Japaner dem Mittelstand angehören, offiziell gar nicht gibt. Japans Wirtschaftspolitik hat diese Schicht in den letzten Jahren anwachsen lassen. Heute wachsen hier zwanzig Prozent der Kinder unterhalb der Armutsgrenze auf.

Ein solches Kind entdeckt im Taschendieb Nishimura ein Vorbild und eine Vaterfigur. Umgekehrt erkennt sich der Dieb in dem Jungen wieder, den seine Mutter, die sich prostituiert, zum Ladendiebstahl antstiftet. Nishimura möchte dem Jungen helfen, nicht ins Verbrechen abzurutschen, führt ihn aber gleichwohl in seine Tricks ein. Dabei entstehen Passagen, die sich lesen wie ein Handbuch für Taschendiebe, das Glücksgefühl des Erfolgs inklusive. Wie Kirino und Ryu Murakami wählt auch Fuminori Nakamura (der Name ist ein Pseudonym) die Form des Krimis für sein Sittenbild der dunklen Seiten Japans. Dabei verzichtet der Autor ganz auf ein Täter-Opfer-Schema. Er liefert am Ende auch keine Auflösung.

## Jeder Satz eine Rangordnung

Das Japanische kennt etwa ein halbes Dutzend Formen, ich zu sagen – man kann das Pronomen aber auch weglassen. Frauen sagen anders ich als Männer, Kollegen untereinander anders als im Gespräch mit dem Chef. Der Kaiser hat sein eigenes Ich. Und die Gauner ihres. Die japanische Sprache ist streng hierarchisiert, jeder Satz definiert eine Rangordnung. Es geht gar nicht ohne.

Diese Schichtung der Sprache und das Gefälle in jeder Interaktion lassen sich nicht ins Deutsche übertragen; gelegentliche Versuche, es mit Dialekten zu versuchen – Gauner schnarren gerne mit Berliner Schnauze –, scheitern fast zwangsläufig. Der Übersetzer Thomas Eggenberg hat weise auf solche Kniffe verzichtet. Er trifft den leichten und doch stetig düsterer werdenden Ton des Romans, der 2010 mit dem Kenzaburo-Oe-Preis ausgezeichnet wurde.

Zu sentimental für einen Kriminellen, gerät der kleine Taschendieb wie zuvor schon sein Lehrmeister in die Fänge grosser Gangster, der Yakuza. Die stiehlt keine Geldbeutel, sie manipuliert die Politik. Dazu macht sie Abgeordnete zu Marionetten und kleine Verbrecher zu Werkzeugen, die sie, wenn sie sie nicht mehr braucht, spurlos in der Bucht von Tokio entsorgt. Sie verletzt keine Gesetze, sie stellt sich über sie.

*Fuminori Nakamura: Der Dieb. Roman. Aus dem Japanischen von Thomas Eggenberg. Diogenes, Zürich 2015. 224 S., ca. 32 Fr.*

## Kulturnotiz

**Adelbert-von-Chamisso-Preis**  
Die Schriftstellerinnen und Übersetzerinnen Esther Kinsky und Uljana Wolf erhalten beide 2016 den mit 15 000 Euro erhaltenen Adelbert-von-Chamisso-Preis der Robert-Bosch-Stiftung. Esther Kinsky wird für ihr bisheriges Gesamtwerk geehrt, insbesondere für ihren Roman «Am Fluss» (Matthes & Seitz 2014). Auch Uljana Wolf wird für ihr bisheriges Gesamtwerk ausgezeichnet. (sda)

## Gestörte Totenruhe der Fernsüchtigen

Immer kälter: Das Weltalm Theater bringt die Schweizer Erstaufführung von Daniel Mezgers «Findlinge» ins Tojo.

**Maximilian Pahl**

Jedes Mal, wenn die grosse Gefriertruhe auf der Tojo-Bühne aufgeht, wird es im Zuschauerraum etwas kühler. Was die vier Figuren darin sehen und weshalb genau die junge Joana (Dorothee Müggler) in diesen Tankstellenshop in der nordischen Einöde landete, bleibt offen. Fest steht aber in der Schweizer Erstaufführung von Daniel Mezgers Stück «Findlinge», dass der letzte Bus gerade abgefahren ist. Der dünne Draht zur Zivilisation bleibt gekappt, bis es wieder hell wird. Also bis zum nächsten Frühling.

Ein Forscher (Lukas Kubik) taucht aus dem Nichts auf, wird seinerseits zum Überwinterer in der Tankstelle verdammt, bleibt aber stumm und daher verdächtig. «Wir brauchen keine weiteren Attentäter», warnt der Horrorfilmspezialist Lukas aus dem nahen Dorf vor dem

Fremdling, verrät aber die Vorgeschichte nicht. Vom eigenen Sohn sagt er nur: «Hätte er sich nicht erhängt, hätte er ein paar von uns umgebracht.» Jaap Achterberg verleiht dem alten Mann durch sein ruhiges und urwüchsiges Spiel eine grossväterliche Behaglichkeit, die solche Aussagen besonders unter die Haut fahren lässt.

Die Verzweiflung der überalterten Gemeinschaft, die auf einem begehrten Ölfeld sitzt, wird angedeutet und in Nebensätzen versteckt. Begeisterung blüht in den Bewohnern nur noch auf, wenn sie über die Telenovelas sprechen. Wunderbar schrullig und doch glaubwürdig gibt Ruth Oswald die hippieske Schnapsdrossel Josephine. Sie ist für freie Liebe, Drogen, Tierfilme und Autonomie gegenüber den Ölkonzernen. Denn wenn sich die Grundstückbesitzer ihnen widersetzen, dann «kommen wir im Fernsehen».

## Alter, Sehnsucht, Einsamkeit

Im Innenraum der Tankstelle lässt Regisseurin Lena Lessing die Tragikomik regieren. In ihrer zurückhaltenden Inszenierung bleibt die Handschrift des Autors Mezger klar erkenntlich – insbeson-

dere in den Monologen über das Alter, die Sehnsucht und die Einsamkeit. Die Bernerin Müggler, welche die Gruppe Weltalm mitbegründet hat, verpasst der Hauptfigur Joana einen eigenwilligen Charakter, schaut unbefangen und



Dorothee Müggler will Lukas Kubiks Schweigen brechen. Foto: Sibylla Walpen (zvg)

wunderlich, aber nicht naiv in die Welt und erzählt, wie es eigentlich sein sollte: das schöne Leben. Sie wirft sich dem Fremden derart energisch an den Hals, dass man nicht weiss, ob die beiden miteinander schlafen oder ringen. Ein weiterer Alter, Markus, wird vom Schweizer Dokumentarfilmer Paul Riniker gespielt, dessen mangelnde Bühnenerfahrung der Figur gar nicht schlecht bekommt.

Die Gegend ist bedroht vom Klimawandel und der Forscher scheint im Eis ein Geheimnis gefunden zu haben. Wirklich schlimm aber ist für die Alten nur der plötzliche Stromausfall, denn er bedeutet kein Fernsehen bis zum Frühling. Leider wird die stille Polarnacht von einem Reitschul-Problem gestört, das auch ohne Strom auftritt: eine batteriebetriebene Schlager-Disco im Innenhof. Man möchte den Verantwortlichen mit den Worten des Stückes antworten: «Die Totenruhe stört man nicht, auch nicht von denen, die noch am Leben sind.» Und das sind am Ende von «Findlinge» immerhin mehr als die Hälfte.

*Aufführungen bis 13. Dezember.*